

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstumm- und Gehörlosenhilfe
Band: 24 (1930)
Heft: 2

Artikel: Zur elften Stunde
Autor: Greyerz, Lina von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926257>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mit einem Sonntag, Mittwoch oder Freitag anfangen.

Im alten Rom fing das Jahr mit dem 1. März an und schloß mit dem 30. Dezember. Es hatte 304 Tage. Der erste, dritte und achte Monat hatten je 31, die übrigen 30 Tage. Die Zeit, in der die Natur ruhte, blieb ganz außer Zählung. Erst der römische Kaiser Numa hob die Fortlassung des Januar und Februar auf, indem er den ersteren als elften, den letzteren als zwölften hinzufügte. Doch blieb der 1. März Jahresanfang. Erst später wurde er auf den 1. Januar verlegt. Da das Kalenderjahr schließlich um 67 Tage von dem Sonnenjahr abwich, machte der römische Kaiser Julius Cäsar dieser Verwirrung durch Einführung des nach ihm benannten Julianischen Kalenders ein Ende. Durch diese Verbesserung wurde für die Zukunft jeder Willkür vorgebeugt. Die römische Woche hatte nicht wie die unsrige sieben, sondern acht Tage.

In den Ländern mohammedanischer Religion rechnet man die Jahre von der Flucht des Propheten Mohammed an, 15. Juli 622 nach Christi Geburt. Das Jahr ist ein reines Mondjahr. Seine Länge schwankt nur um einen Tag und hat eine Dauer von 354 oder 355 Tagen. So kommt es, daß der Anfang des neuen Jahres von einem Jahr zum andern um zehn oder elf Tage zurückrückt. Die Feier des neuen Jahres in Konstantinopel kann daher in alle Jahreszeiten fallen.

(Aus „Die Stimme“, Leipzig.)

Zur Unterhaltung

Zur elften Stunde.

Erzählung von Lina von Greyerz.

Im untern Rhonetal, welches sich von St. Maurice bis zum blauwelligen Genfersee erstreckt, schmiegt sich ein gar stattliches Dörfchen auf der Walliser Seite an die Berge. Dasselbe trägt den Namen Monthey und steht am Ausgange eines wunderschönen Seitentals, des Val d'Illeiez, welches von Fremden viel besucht wird, da es zu den Gletschern und Wasserfällen der Dent de Midi führt. Fast dürfte man Monthey ein Städtchen nennen; denn es besitzt heutzutage seine Buden, Magazine, seine Straßen, seinen Platz, ja seine eigene Eisenbahnstation. Wer es besucht, freut sich seiner schönen Lage, der herrlichen Aussicht, der prächtigen

Kastanienwälder, die es umgeben, und diejenigen, welche sich für Gewerbe und Industrie interessieren, besuchen seine Glashütte. Sie sieht zwar schwarz und räucherig aus, es ist wahr, aber es sprüht und glüht in ihr wie in einem feuerspeienden Berge und sie bringt Verdienst unter die Männer und Knaben der Umgegend. Auch Franz Blanc, dessen Geschichte wir euch heute bringen, arbeitete als Glas-Junge in der Fabrik, während sein Vater als geschickter Schleifer in den untern Räumen der Glashütte sein Brot verdiente. Mutter und Geschwister waren frühe gestorben und so hausten die Zwei allein in einem Häuschen, welches auf einem Felsblock, auf einem sogenannten Findling, oberhalb der Ortschaft lag. Heute ruhte die Glashütte, kein Rauch entstieg ihrem Schlot, kein Hammer dröhnte, kein Schmelzofen glühte; denn es war Sonntag. Süße, heilige Stille ringsum, nur der Fliegen Gesumse, nur das Rauschen der Rhone im Tal und ein Flattern der Vögel im Gebüsch, um sich hoch in den Aether zu schwingen, hin zu dem blauen See in die Gärten, wo der Lorbeer grünt und die Feige reift. Franzens Vater war in die Nachmittags-Messe gegangen, während sein dreizehnjähriges Söhnlein zu faul dazu gewesen war.

Er lag im nahen Kastanienwald und schlief an der Sonne. Das hätte allenfalls einem müden, alten Manne geziemt, aber nicht einem frischen gesunden Burschen; Franz war aber leider ein bißel ein Sauertopf und sagte kurz und gut: „Ich schlafe lieber, als daß ich lebe, da kann ich mir alle schönen Dinge zusammenträumen, die ich mir wünsche, während ich wachend doch kein Geld habe, mir etwas zu Gute zu tun.“ Das war töricht gesprochen; denn erstens lebte er ja gleich, obwohl er schlief, und zweitens hätte es dem Sohne Freude machen sollen, den Lohn, den er verdiente, seinem Vater zur Bestreitung der Nahrung und Bekleidung einhändigen zu dürfen. Und dann — hätte er sich nicht tausend Freuden machen können, wie seine Kameraden? Freuden, die nichts kosteten, wie Pfeifen schneiden im Rühricht, Rhonesand sammeln und Kiesel, Beeren suchen und Eicheln, Auf-den-Kopf stehen und die schöne Welt mal verkehrt anschauen oder einen lustigen Hosenlupf, ein Schwingen und Ringen mit seinen Altersgenossen wagen, das Anzünden eines Herbstfeuers gar nicht zu rechnen oder eine Fahrt mit dem alten Fergen (Fährmann) weiter oberhalb Monthey auf der Flußfähre. Ihr wißt, man

beklagt oft die Kinder des Kantons Wallis, weil sie schwerfällig und blöde sind, dumm und ungesund, mit Dick-Hälsen behaftet — aber dies ist mehr im Ober-Rhonetal zu suchen; unser Schläfer hatte sich nicht darüber zu beklagen — Mutter Natur hatte ihn fürwahr gut gebildet. Seine Gestalt war stark und kräftig, obschon weder fein noch schlank; sein Kopf stak zwar etwas in den Schultern, aber die dunklen Augen waren schön, seine Farbe frisch, die Zähne schneeweiß und die Nase saß zwar etwas steif und aufgestülpt, doch mitten im runden Angesicht. Füße und Hände, an sich wohlgeformt, waren aber leider meist mit Schmutz und Kohlenstaub überzogen, was teilweise eine Folge des Glasbrennens war, wofür Franz nur des Sonntags was konnte — weil er sich da nicht gründlich genug scheuerte. Sein Auszug — doch den könnt ihr jetzt selber sehen; denn er dehnt sich und reibt sich die Augen, die ihn „reißen und beißen“, und betrachtet sich dann schlaftrunken selbst von oben bis unten. Das blanke Sonntagshemd sticht gewaltig gegen die gebräunte Kinderbrust ab; aber schön und grell sitzt das gelbbaumwollene Halstuch dazu am Hals; die weiten Zwilchhosen lassen nichts zu wünschen übrig, die derben nagelbeschlagenen Schuhe stehen einladend vor seinen nackten Füßen. Er will hineinfahren, um aufzustehen, zieht aber mit einem Schmerzensschrei den einen Fuß zurück. Nun springt er auf, zetert und klagt, hüpf auf einem Beine wie ein bleistierter (verwundeter) Storch herum, und untersucht leichte Blutspuren, die an seinen Beinen herunterlaufen. Hinter ihm ertönt ein schadenfrohes Gelächter, ein Savoyarden-Jüngling hüpf hinter einem Busch hervor und will sich halbtot lachen über den köstlichen Spaß und die lächerliche Figur unseres aufgestörten Sonntagsschläfers. „Spaß? — Was ist da zu scherzen!“ braust Franz auf; schweigt aber sogleich, indem er endlich in den Schuh blickt und eine große zahme Kastanie sorgfältig mit einem Messer herausholt; die hatte ihm mit ihrer stacheligen Hülle so weh getan! Richtig, der Schalk hatte ihm während des Schlafes nicht nur den Schuh, sondern auch die rechte Hosentasche voll dieser gefährlichen Früchte gestopft, wie Franz jetzt auch an seinen Händen merkt; gerne möchte er dem sauberen Jüngelchen auf seine gottlosen Finger klopfen; aber er wagt es nicht recht, denn der Bösewicht schwingt einen Meerrohrstock mit goldenem Knopf und tut jetzt gar zutunlich. Da er gibt seinem Kastanien-Opfer einen kurzen

Schluß aus einer umgehängten Feldflasche zu trinken und hilft ihm endlich, Schuh und Fuß, Hand und Tasche von den Stacheln, und am nahen Quell von den Blutstropfen zu säubern. Franz hätte sich nun von dem halben „Musjeh“ zurückziehen sollen, der sich so heimtückisch und unartig eingeführt hatte; aber er blieb; das geistige Getränk in der Tasche und das feuerrot seidene Kravattentüchlein des Savoyarden gefielen ihm gar zu gut. Gewiß konnte ihm der Fremde sagen, wie man zu Geld und viel schönen Dingen im Leben komme! So pflogen sie ein langes Gespräch, der Savoyarde schien in einer sehr mitteilbaren Schabernak-Laune zu sein; er hatte sich wohl im letzten Wirtshaus zu gütlich getan und verriet, daß er des Werktags ein Lahmer sei, der Drehorgel spiele, und des Feiertags ein flotter, feiner Herr mit Seiden-Halstuch und Spazierstock. „Ja, das zierliche Stöckchen! war der Knopf wirklich von Gold?“ fragte Franz. — „Gewiß.“ — „Woher hatte er denn denselben?“ „Ei nun, aus Evian, den Bädern am savoyischen Ufer des Lemman, da seien viele noble Hôtels und nicht minder noble Gäste... und da habe er, der Superfluge, eben den Stock ‚mitlaufen‘ lassen; weil er vorher gehört, daß der schön eiselirte Knopf wirklich von Gold sei.“

„Also gestohlen?“ bemerkte Franz leise und nachdenklich.

„Pfui, mein Lieber,“ lautete die Antwort, „welch häßliches Wort! Annerkenn, angeschnallt, gefunden, nennen wir dies. Ein vergessenes Ding aus einer Ecke, wäre auch der Mühe wert anzugeben! Ha, ha, du bist noch ein grüner Vogel, mein Jüngelchen, und wirst noch Vieles lernen müssen in der weiten runden Welt. Jetzt geh ich nach Saxon-les-bains, wo man am grünen Tische spielt; und wenn wir uns wiedersehn, trag' ich Kette und Uhr, auch ein Samtflaus soll nicht fehlen! Unterdeß Adieu, mein Einfaltspinsel, mein Unschuldsblättchen.“ Sie schieden, der Savoyarde, ein Liedchen trällernd, die leichte Zigarette im Mund, den Strohhut schief und steif auf dem unternehmenden Lockenhaupt; unser Walliserknabe mit hochroten Wangen und laut pochendem Herzen.

Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten! Er fühlte, daß dieser Dreh-Orgler auf unerlaubten Wegen ging; er wußte, daß Saxon-les-bains ein übel beleumdeter Spielort, ein Schandfleck der sonst so braven Schweiz sei; er spürte der ganzen Art und Weise ab, wie unlauter und gemein sie war — aber es kam

ihm doch so wunderschön vor, eine purpurfarbene Schleife, ja einen Samtrock zu tragen. Zwar, welch Lügengewerbe war es, am Wochentag den „Lahmen“ zu spielen und am Feiertag das erworbene Geld zu vertun mit allerlei Genüssen — aber welch müheloser Verdienst dagegen im Vergleich zu seinem täglichen mühevollen Gewerbe in der Glashütte! Das Alles wogte in seinem Kopf kraus durcheinander, zum ersten Mal konnte er auf seinem einfachen Lager den Schlaf nicht finden, sondern überlegte mit allerlei wirren Gedanken, auf welche Weise er wohl seine Lage verbessern könnte. Seinem Vater sprach er nicht von der Begegnung im Walde; er war einsilbig und aß mit sein Abendbrot, zu dem doch heute ein treffliches Zwetschgenmus als Sonntagsbeilage gekommen war. Auf seinem weißen Teller zeichnete er nur die Umrisse eines Sammtflaueses aus dem Rest der süßen Speise, er dachte nichts Anderes und hatte keine Mutter, die ihn um seine Mißstimmung befragt hätte; der Vater aber schwieg und schüttelte über Franz sein Haupt. Den folgenden Tag war unser junger Freund höchst unbereitwillig und verdrießlich bei seiner Arbeit, die doch im Vergleich zu derjenigen der erwachsenen Glasbläser keine allzuwierige war. Ich wollte, ihr hättet ihn bei seiner Beschäftigung begleiten können; denn eine große Glashütte ist ein Ort, wo es viel zu begucken gibt, und das Zusehen beim „Blasen“ der Gegenstände äußerst amüsant (begeistigend).

Denkt euch einen großen fässerartigen Raum rußig und schwarz gefärbt, nach zwei Seiten offen, damit der Dampf und der Rauch, die Hitze und der Staub frei entfliehen können. Mehrere geräumige Schmelzöfen sind aus Eisen darin aufgeführt; starke Ramine aus Stein ragen wie Schiffschlote (Schlot = Ramin) empor; kleinere Backsteinöfen zum Verköhlen sind aufgestellt. Es wird weniger mit Holz als mit Kohlen gefeuert, wozu eigene Heizer vorhanden. In den eingemauerten Kesseln oder Kochhafen walt und wogt eine feurige Masse, welche eben der Glasstoff ist. Dieser wird erzeugt durch eine Mischung von Tonerde, Kalk und kieselurem Natron (ihr jungen Chemiker, fragt euren Lehrer, was dieses ist? und wie es aus Salz, Soda, oder Salpeter gewonnen wird). Man erhitzt nun dieses Material, bis es flüßig wird, gleich einem Brei; die Bläser, schwarze Schmiedegestalten, kommen heran und holen sich mit langen Stäben Klumpen von verschiedener

Größe aus dem Feuermeer, und gehen, dieselben wie einen Glockenschwengel hin und her schwingend, auf ihre Plätze zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Welt der Gehörlosen

Bern. Am 29. Dezember hielt der Gehörlosen-Verein „Alpina“ Thun die zwölfte Hauptversammlung ab. Vierzehn Aktivmitglieder und ein Passivmitglied waren anwesend. Der Präsident G. Ramsfeyer erstattete den Jahresbericht von 1929, der genehmigt wurde. Die Hauptversammlung erhob sich vom Sitz zum ehrenden Andenken des verstorbenen, langjährigen Mitgliedes Herrn Rudolf Tschabold, Schneider, Steffisburg. Er war neun Jahre Vorstandsmitglied. Nach Erledigung der Vereinsgeschäfte schritt man zur Vorstandswahl für das Jahr 1930. Der bisherige Vorstand wurde in globo bestätigt. Um 3 Uhr schloß der Präsident die Versammlung und um halb 4 Uhr begann der Unterhaltungsabend mit Tombola. Circa 30 Personen nahmen daran teil. Der Weihnachtsbaum war elektrisch beleuchtet. Um 7 Uhr endete der Unterhaltungsabend.

Korrespondenzen sind an Gottlieb Ramsfeyer, Schneider, Frutigstraße 5, Thun, zu richten.
S. Rammer.

Deutschland. Fritz Ellmers in Bremen äußert in der „Deutschen Rundschau“ seine Ansicht über die Bezeichnung „taubstumm“ der erwachsenen, geschulten Gehörlosen; da diese uns sehr beachtenswert und für unsere Verhältnisse auch passend erscheint, entnehmen wir einiges von seinen Ausführungen, vielleicht schreiben dann auch einige unserer Leser ihre Ansicht darüber.

Wieder „taubstumm oder gehörlos“?

Schon vor einigen Jahren ist in der Gehörlosenwelt die Frage aufgeworfen worden, ob wir erwachsenen Gehörlosen uns noch als „taubstumm“ bezeichnen lassen sollen. Die Lebhaftigkeit, mit der diese Frage an manchen Orten noch jetzt erörtert wird, zeugt davon, daß ihr in den Kreisen der Gehörlosen regstes Interesse entgegengebracht wird.

Es gibt wirklich Schicksalsgenossen, die sich sehr gut verständlich machen können, die eine hereditäre Sprache zu führen verstehen, wenn es ihnen darauf ankommt, die sich aber trotzdem als „taubstumm“ bezeichnen, ja, sich sogar noch